

- Verwaltungsgericht Köln, Urteil vom 06.12.2012-6 K 2684/12. http://www.justiz.nrw.de/nrwe/ovgs/vg_koeln/j2012/6_K_2684_12urteil20121206.html. (geöffnet am 21.04.2022)
- Verwaltungsgericht Münster, Urteil vom 20.02.2009-10 K 1212/07. http://www.justiz.nrw.de/nrwe/ovgs/vg_muenster/j2009/10_K_1212_07urteil20090220.html. (geöffnet am 21.04.2022)
- Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg, Beschluss vom 3. 02. 2014 – 9 S 885.13. http://lrbw.juris.de/cgi-bin/laender_rechtsprechung/document.py?Gericht=bw&nr=17772. (geöffnet am 21.04.2022)
- Verwaltungsgericht Regensburg, Urt. v. 31.07.2014 – RO 9 K 13.1442. <https://openjur.de/u/711900.html>. (geöffnet am 21.04.2022)
- Weber-Wulff, D. (2013). Technische Möglichkeiten der Aufdeckung von Plagiaten – Was kann wie und durch wen kontrolliert werden? In Th. Dreier, A. Ohly (Hrsg.), *Plagiate : Wissenschaftsethik und Recht* (S. 135–155). Verlag Mohr Siebeck.
- Wissenschaftsrat. (2015). Empfehlungen zu wissenschaftlicher Integrität. Positionspapier 2015. *Wissenschaftsrat de*. <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4609-15.html>.

DOI: <https://doi.org/10.32589/2408-9885.2022.17.273411>

Vangi, Michele

vangi.michele@knlu.edu.ua

ORCID ID: <https://orcid.org/0000-0001-6142-7508>

Nationale Linguistische Universität Kyjiw

WER SAGT “ICH” IN DEN AUFSÄTZEN? ZUR PRÄZISIERUNG DES AUTORSCHAFTSBEGRIFFS IM WISSENSCHAFTLICHEN SCHREIBEN

Це дослідження має на меті більш чітко окреслити поняття “я” в контексті наукового письма. На першому етапі розглядається структурування наукового тексту. Науковим текстам властиві як перформативні, так і наративні аспекти.

На другому етапі аналізується конкретна авторська концепція, що лежить в основі наукових текстів. Вона відрізняється від авторської концепції літературних текстів тим, що прагне до надіндивідуального знання і сталості висловлювання.

Таким чином, науковість тексту визначається не стільки стилістичними формами, скільки науковими процедурами, які застосовуються автором: що більше вони відповідають царині тієї чи іншої дисципліни, то більш визнаним як науковий доробок стає текст. Якщо об’єктивність гарантується такою відповідністю – згідно з тезою цієї статті – питання про доречність особових чи безособових формулювань стає другорядним. Рішення про дотримання конвенцій наукової мови у повсякденному науковому спілкуванні для поліпшення комунікації залишається зрештою за автором.

***Ключові слова:** наукове письмо, особові та безособові формулювання, авторська концепція, перформативність, літературне письмо, авторський дискурс, науковість, стилістика, повсякденна наукова мова.*

The aim of this study is to contribute to a sharper contouring of authorial concepts in the context of scientific writing in the humanities. In doing so, a distinction is made between an authorial instance and the real author.

In a first step, the structuring aspect of a scientific text is taken into focus. From this it emerges that both performative and narrative aspects characterize scientific texts.

In a second step, the specific author concept underlying scientific texts is investigated: It differs from the author concept of literary texts in that it strives for supra-individual knowledge and statement constancy.

The scientificness of an essay is thus not so much determined by stylistic forms, but by scientific procedures carried out by this auctorial instance: The more conformable they are to a field of action of a discipline, the more recognized the text becomes as a scientific contribution. If objectivity is guaranteed by this conformity – according to the thesis of this paper – the question of the appropriateness of personal or impersonal formulations becomes secondary. The decision to use the conventions of everyday scientific language (in German AWS) for the purpose of better communication is ultimately left to the author.

Key words: *scientific writing, personal and impersonal formulations, authorial concept, performativity, literary writing, the dead of the author, author discourse, scientificness, stylistic, everyday scientific language.**

“Erich Maria Remarques Roman *Drei Kameraden* gehört zu den wichtigsten Werken dieses Schriftstellers. In post-sowjetischen Ländern ist “Drei Kameraden” bis zum heutigen Tag sehr populär, so dass er mehrmals als Theaterstück adaptiert worden ist. Die Inszenierung vom 2019, die vom Ensemble des Theaters Lessja Ukrajinka in Kyjiw aufgeführt wurde, fand ich zum Beispiel sehr gelungen ...”

Solche oder ähnliche Formulierungen kommen in Hausarbeiten von Studierenden auch höherer Semester vor. Die Schwierigkeit für die Lehrenden besteht darin, die Lernenden anzuleiten, nicht einfach über ein Thema zu berichten, sondern einen wissenschaftlichen Aufsatz über dieses Thema zu schreiben. Subjektive Einschätzungen und ungenaue Behauptungen (“gehört zu den wichtigsten Werken”, “sehr populär”, “mehrmals”, “fand ich sehr gelungen”) nehmen wir mit Kopfschütteln zur Kenntnis. Wie können wir der Unsachlichkeit entgegenwirken? Wie können wir die Studierenden auf die überindividuelle Dimension wissenschaftlicher Kommunikation aufmerksam machen?

Beim Einstieg in das Thema des vorliegenden Aufsatzes habe ich bewusst im zweiten Absatz Formen von “Pluralis Majestatis” verwendet, die das Ziel haben, die Leser*innen in meinen Gedankenprozess zu involvieren. Dieses rhetorische Mittel bietet mir als Autor zwei Vorteile: Einerseits erwecke ich den Eindruck, Aussagen zu treffen, die einen nicht-subjektiven oder überindividuellen Wert haben; andererseits

* Dieser Beitrag stellt eine überarbeitete Version eines Vortrags dar, der im Rahmen der wissenschaftlichen Online-Konferenz “Digitales Lernen und Lehren im Kontext der wissenschaftlichen Redlichkeit in der Mehrsprachigkeit” von mir gehalten wurde. Die Konferenz fand vom 2. bis zum 3. Dezember 2022 in Kyjiw statt und wurde zum Teil durch den DAAD gefördert. Organisationskomitee: Kerstin Dalljo, Kathrin C. Kompe, Anja Lange, Michele Vangi, Svitlana Ivanenko, Alla Paslawka.

bilde ich ein Gemeinschaftsgefühl zwischen mir und meinen Leser*innen, vor allem den Lehrenden eines sprach- oder literaturwissenschaftlichen Fachs, die sich direkt angesprochen fühlen sollten, denn sie bilden doch das Fachpublikum einer germanistischen Zeitschrift wie *Germanistik in der Ukraine*. Über die Ambivalenz einer Form wie das “Pluralis Majestatis” streiten immer noch die Wissenschaftler*innen: Ist es wirklich eine kollektivstiftende Instanz – in Frankreich als “nous academique” bekannt – oder ist es einfach ein etwas feierlich klingender Ersatz für das Ich-Pronomen? (Graefen, 1997, S. 208–209).

Durch dieses metatextuelle Spiel sollte gezeigt werden, dass im wissenschaftlichen Schreiben rhetorische Formulierungen vorkommen, die auf die Erleichterung der Kommunikation zwischen einer auktorialen Instanz und potenziellen Leser*innen bedacht sind. Dabei zählt zu den meistdiskutierten stilistischen Problemen die Zulässigkeit persönlicher Formulierungen. Die Frage wurde bereits 1989 in einem Aufsatz im Rahmen einer Publikation für die Akademie der Wissenschaft zu Berlin erörtert. Dabei prägte der Germanist Harald Weinrich die Formulierung des “Ich-Verbots” bezüglich des wissenschaftlichen Schreibens, die einen breiten Anklang in der wissenschaftlichen Literatur zum Thema gefunden hat (Oszlewska, 2018, S. 218). Dabei stellt Weinrich fest, dass, obwohl dieses Verbot nirgendwo explizit formuliert sei, werde es “stillschweigend aus dem Gebot der wissenschaftlichen Objektivität abgeleitet” (Weinrich, 1989, S. 132). Diese Sprachpraxis sei durch die Natur der wissenschaftlichen Tätigkeit legitimiert, denn “sie muss ferner jederzeit intersubjektiv nachgeprüft werden können und darf ihre Ergebnisse als “wahr” ausgeben, solange sie nicht falsifiziert sind” (Weinrich, 1989, S. 133). Dass der Ich-Gebrauch keinen Einfluss auf die wissenschaftliche Objektivität einer These oder einer Theorie hat, leuchtet zwar auch Weinrich ein (Weinrich, 1989, S. 133). Dennoch hält er an seinem Ich-Verbot fest:

[...] das Ich ist primär ein Einzelner, und so gilt hier der alte Lehrsatz: *De singularibus non est scientia*. Es liegt also nahe, in wissenschaftlichen Sätzen, die überindividuelle Geltung beanspruchen, vom Ich (und natürlich auch vom Du) abzusehen (Weinrich, 1989, S. 133).

Die Übertragung des Anspruchs auf überindividuelle Objektivität vom Sachverhalt zur Form des wissenschaftlichen Diskurses wird hier jedoch unzureichend argumentiert. Das Problem liegt in einer begrifflichen Verwirrung: Weinrich unterstellt, dass der Verweis auf das Individuum über das Pronomen “Ich” ein Ausdruck der Subjektivität des realen Autors sei. Eine deutliche Unterscheidung zwischen einem diskursiven Ich und der realen Person des Wissenschaftlers findet nicht statt. Diese Unterscheidung zählt zu den Hauptanliegen des vorhandenen Aufsatzes, der einen Beitrag zur näheren Konturierung des Autorschaftsbegriffs bei wissenschaftlichen Texten leisten möchte.

Das Ziel der vorliegenden Studie ist nicht, aktuelle Tendenzen bei der Verwendung persönlicher bzw. unpersönlicher Formulierungen bei deutschsprachigen wissenschaftlichen Texten einzuschätzen. Dabei sind sich Wissenschaftler*innen nicht einig: Einige Studien behaupten, dass ein persönlicher Duktus bei wissenschaftlichen Arbeiten an deutschen Universitäten immer mehr Fuß fasst (Kaiser, 2003), andere widerlegen diese Aussage auf der Basis weiterer statistischer Erhebungen (Steinhoff, 2007).

Vielmehr soll dieser Aufsatz zu einer Präzisierung des Ich-Begriffs im Kontext wissenschaftlichen Schreibens beitragen. Im Grunde genommen geht es genau um die im Titel formulierte Frage: Wer sagt "ich" bei wissenschaftlichen Texten? Vom wem werden wir als Leser*innen wissenschaftlicher Texte angesprochen? Was kennzeichnet die auktoriale Instanz beim wissenschaftlichen Schreiben und unterscheidet sie von der Instanz anderer Texte (z. B. der literarischen)?

Auf diese Fragen, die mehrfach und aus verschiedenen Perspektiven in der Textlinguistik sowie in der Literaturtheorie bereits beleuchtet worden sind, soll hier synthetisch erneut eingegangen werden. Die Präzisierung dieses Ich-Begriffs ist aus meiner Sicht insofern nützlich, da sie mitunter zur Beantwortung der eingangs erwähnten Frage dient, ob unpersönliche oder persönliche Formulierungen beim wissenschaftlichen Schreiben vorzuziehen sind. Wird das Profil einer auktorialen Instanz genauer konturiert – so die These der vorliegenden Arbeit – verliert diese Frage an Relevanz.

Angefangen wird hier mit einer Frage, die die Konturierung des Themenbereichs des wissenschaftlichen Schreibens erleichtern soll: Tritt ein Autor bei besonders exponierten Stellen wie Themenangaben oder -ankündigungen in der Regel in wissenschaftlichen Texten hervor oder zieht er sich hinter einer vermeintlichen Neutralitätshaltung zurück? Für die Beantwortung dieser Frage ist eine präliminäre Fokussierung auf die Struktur wissenschaftlicher Texte hilfreich, die die Ergebnisse empirischer sowie theoretischer Studien zum Thema berücksichtigt.

“Wissenschaftliche Texte sind in hohem Maße organisierte Texte” (Steiner, 2009, S. 29). Durch strukturelle Einheiten wird die Orientierung in der Argumentation für die Leser*innen erleichtert: Die Strukturierung beinhaltet sowohl binnentextuelle (z. B. Einführung, Hauptteil, Fazit) als auch paratextuelle Einheiten (z. B.: Titel, Abstracts, Keywords, Inhaltsverzeichnisse, Fußnoten, Literaturangabe).

Darüber hinaus tragen die einzelnen Einheiten in ihrem Zusammenspiel zur Kreierung eines “Textraums” bei, der einen “Wahrnehmungsraum” (Oszlewska, 2018, S. 197) für die Adressaten der wissenschaftlichen Kommunikation darstellt. Dieser Textraum wird von einer auktorialen Instanz präsentiert. Dabei erscheint die Darlegung durch diese Instanz als argumentativer Prozess, der sich “hier und jetzt” und Schritt für Schritt vor den Augen der Leser*innen vollzieht. Felix Steiner sieht in der Performativität – in Anlehnung an die Literaturtheorie Roland Barthes’ (Barthes, 2000, S. 189) – ein zentrales Moment dieser Erzählfiktion.

Mit der Erzählung von der “Vermutung” bis zum “Resultat” setzt sich der Autor sozusagen als Identifikationsfigur ins Bild. Damit, dass die Ich-Autorfigur als auch Mitteilungsfigur die performative Gegenwart des Texts dirigiert (“Ich führe hier an”, “Ich halte es für zweckmäßig”), konvergieren erzählte und besprochene Welt als eine Welt, die autorzentriert zu funktionieren schein (Steiner, 2009, S. 17).

Auf diese autorzentrierte Welt wird im Hauptteil des Aufsatzes zurückzukommen sein. In Übereinstimmung mit Steiner kann man jedoch bereits zwei Punkte festhalten: 1) der Textraum eines wissenschaftlichen Textes ist nicht anonym, sondern von einem Autor, genauer von einer auktorialen Instanz dirigiert; 2) im Gegensatz zu dem, was Weinrich im erwähnten Aufsatz behauptet (Weinrich, 1989, S. 135–137), gestaltet sich die Darlegung wissenschaftlicher Argumente oft als eine Erzählung, die sich implizit an ein Publikum wendet. Es handelt sich dabei um eine sehr spezifische Erzählart, die zwar von emotionalen oder rhetorischen Elementen absieht, doch narrativ gestaltet ist, denn die Argumentation ist durch die Fiktion eines Fortschreitens und die performative Adressierung an ein Publikum gekennzeichnet.

Wann setzt sich die Autorinstanz performativ ins Bild oder in anderen Worten, welche sind die exponierten Stellen, an denen diese Instanz sich offenbart? Torsten Steinhoff, der auf der Basis umfangreicher Korpora eine Studie zum Ich-Gebrauch in wissenschaftlichen Texten geführt hat, benutzt den Terminus “Prozedur”, die sowohl metatextuelle als auch erkenntnisproduzierende Handlungen bezeichnet, die die Autorinstanz im Textraum durchführt und auf die er performativ verweisen kann. Dabei unterscheidet er zwischen einem Verfasser-Ich, das “stark adressatenbezogenen verwendet wird” (Steinhoff, 2007, S. 13f), und einem Forscher-Ich, “das im Kontext von argumentativ geprägten Textprozeduren” (Steinhoff, 2007, S. 17f) auftaucht: das Verfasser-Ich kommentiert anleitend die Gliederung seines Textes und liefert auto-deskriptive Instruktionen, die an die Leser*innen adressiert sind; das Forscher-Ich handelt indes spezifisch in der Sphäre der Wissenschaftskommunikation.

Im Mittelpunkt steht die Behauptung von Aussagen, an die ein Wahrheitsanspruch geknüpft ist. Die Schreiber kommen damit der an wissenschaftliche Texte gestellte Anforderung der Originalität nach [...]. Sie setzen sich kritisch mit bestehendem Wissen auseinander und versuchen neues Wissen zu schaffen (Steinhoff, 2007, S. 17).

In anderen Worten tritt das Forscher-Ich direkt mit seinen ‚Forscherkollegen‘ in Dialog. Dabei definiert, präzisiert, differenziert er seine Begriffe “zum Zweck der Erkenntnisproduktion” (Steinhoff, 2007, S. 17) (begriffsbildende Prozeduren), stellt Hypothesen auf, d. h. “er trifft intersubjektiv überprüfbare, falsifizierbare Aussagen über einen Gegenstand” (Hypothesen explizierende Prozeduren) und kritisiert bestehende Forschungen (textkritische Prozeduren), da “die Schaffung neuen Wissens mit der Kritik an bestehendes Wissen beginnt” (Steinhoff, 2007, S. 19). Eher als eine unterschiedliche Autorinstanz scheint Steinhoffs Forscher-Ich ein Teilbereich des

Verfasser-Ichs zu sein, das sich vom letzteren nur durch die Spezialisierung seiner “argumentativ geprägten Textprozeduren” (Steinhoff, 2007, S. 24) unterscheidet. Sowohl die Prozeduren des Verfasser-Ichs als auch die des Forscher-Ichs definieren ein Handlungsfeld der auktorialen Instanz. Bei diesen Handlungen scheinen Ich-Formulierungen zu überwiegen: Dies gilt für begriffsbildende (“ich betrachte”, “ich bezeichne”; Steinhoff, 2007, S. 17) sowie für Hypothesen explizierende (“ich nehme an”, “ich gehe davon aus”; Steinhoff, 2007, S. 18–19) als auch für textkritische Prozeduren (“ich kann seiner Argumentation nicht folgen”, “ich kann nicht zustimmen”; Steinhoff, 2007, S. 19–20). Auf der Basis seiner Korpora behauptet Steinhoff, dass die “professionell” von Experten geschriebenen sich von den im Vergleich weniger professionell beispielsweise von Studierenden verfassten Texten insofern unterscheiden, als bei ersteren die Ich-Formulierungen überwiegend bei besonders exponierten Stellen auftauchen (Steinhoff, 2007, S. 20–21).

Diese exponierten Stellen werden in einer Studie von Danuta Oszlewska auch als Gesamtstrukturierungen genannt: Textstellen, “die neben einer Problematisierung ein fester Bestandteil jeder Einleitung” sind und einen “metasprachlichen Charakter” haben (Oszlewska, 2018, S. 215). Sie sind adressatenbezogen, indem sie den Kontakt mit den Leser*innen initiieren: Es werden dabei kompakt und kumulativ Themen angegeben, Kapitelgliederungen vorgestellt, Argumentationsentwicklungen und Hypothesen synthetisch antizipiert. Bei der Analyse von Gesamtstrukturierungen ihres Korpus, der aus deutschen und polnischen Dissertationen besteht, stellt Oszlewska folgende Tendenz fest:

Bei diesem ersten Kontakt besteht bei den Autoren das Bedürfnis, sich offiziell, distanziert förmlich zu verhalten, daher tendieren viele Autoren an dieser Textstelle zu unpersönlichen Formen. Diese Formen sollen den Eindruck erwecken, dass der Autor eines wissenschaftlichen Textes zumindest bei der “Begrüßung” des Lesers als Autorinstanz in einem institutionalisierten Kontext und nicht als private Person handelt (Oszlewska, 2018, S. 215).

Trotz Adressatenbezogenheit von Gesamtstrukturierungen gehen also Autoren wissenschaftlicher Texte an diesen Stellen mit den Leser*innen formell um. Dieses Verhalten sei nach Oszlewska durch den “institutionalisierten” Kontext der Kommunikation bedingt (Oszlewska, 2018, S. 212–215).

Darin besteht der Unterschied zwischen Oszlewskas und Steinhoffs Schlussfolgerungen: Letzterer hatte eine höhere Dichte an Ich-Formulierungen bei exponierten Stellen wie die Gesamtstrukturierungen festgestellt (Oszlewska, 2018, 2016).

Diese miteinander kontrastierenden Positionen bestätigen die eingangs erwähnte Uneinigkeit der Linguisten bezüglich des Überwiegens der einen oder der anderen Tendenz in der deutschen Wissenschaftssprache. Korpuslinguistische Analysen wie die Studien Steinhoffs und Oszlewskas sind jedoch meines Erachtens insofern nützlich, als sie einen Einblick in das Strukturierungsmoment eines wissenschaftlichen

Textes – sämtlich seiner metatextuellen Aspekte – gewähren: Dies erweist sich für eine Präzisierung des Autorschaftsbegriffs zielführend.

Unsere präliminäre Fokussierung auf den strukturellen Aufbau wissenschaftlicher Texte hat gezeigt, dass ihnen eine auktoriale Instanz zugrunde liegt, die bestimmte Inhalte erklärt bzw. demonstriert. Man kann rekapitulierend behaupten, dass diese Instanz dadurch sichtbar wird, indem sie die Demonstration bzw. die Argumentation nicht nur kommentiert, sondern auch als Prozess erzählt. Die Materie wird also narrativ strukturiert und Teil dieser Strukturierung sind performative Aspekte, bei denen sich die Instanz als Verfasser- oder als Forscher-Ich ins Bild setzt.

Die ersten Ansätze einer Autortheorie, die performative Aspekte berücksichtigt, sind jedoch nicht der Linguistik, sondern der Literaturtheorie des späten zwanzigsten Jahrhunderts zu verdanken. Es sind vor allem die Intuitionen Roland Barthes' und Michel Foucaults, die zu einer nützlichen Trennung zwischen Autor und Autorschaft geführt haben (Steiner, 2009, S. 34–35). Barthes weist durch die berühmte Formulierung des "Todes des Autors" auf die Hinfälligkeit von Interpretationsmodellen literarischer Werke hin, die sich auf die Biografie des Autors stützen, denn es herrsche keine Identität zwischen dem Erzähler und dem Autor eines Werks (Barthes, 2000, S. 189–190). Foucault demaskiert zudem einen weiteren Mythos: Der Autor selbst koinzidiere keineswegs mit der konkreten Person, die ein Werk hervorbringt, sondern ist ebenfalls ein Konstrukt, das durch vielzählige und variierbare "Diskurse mit Autorfunktionen" (Foucault, 2000, S. 216) geformt wird. Diesen Theorien zufolge werde der Autor als eine textimmanente Instanz betrachtet: Genauer wird er "zu einem werkhervorbringenden Aspekt einer personartig zu denkenden Instanz" (Steiner, 2009, S. 36). Diese Aussage Steiners beinhaltet, dass der Autor einerseits nicht mehr als Mensch ‚aus Fleisch und Blut‘ wahrgenommen werden kann, und andererseits, dass das ‚Personartige‘ an ihm doch nicht ganz wegzudenken ist. Es sind aber nicht biographische Züge, die diese Instanz, sondern textinterne von ihr vollzogenen Handlungen, die sie als "personartig" charakterisieren.

Um diese Instanz bei wissenschaftlichen Texten zu konturieren, ist es deshalb nötig, diese Handlungen zu erkennen. Bei literarischen Texten ist die Aussagewirklichkeit des Geschriebenen für die textimmanente Instanz, die "Ich" sagt, kein verpflichtendes Gebot, denn die Fiktion ist bei literarischen Texten zulässig, so dass eindeutige Rückschlüsse auf persönliche Meinungen bzw. Überzeugungen des Autors nicht möglich sind, selbst wenn der Erzähler in der ersten Person schreibt.

Bei wissenschaftlichen Texten sind solche Ambivalenzen hingegen nicht erlaubt: In der Domäne der Sachtexte erwartet man keine erdachte Wirklichkeit, man erwartet vielmehr eine durchdachte Wirklichkeit, man erwartet am Faktischen Orientiertes. Man erwartet keine ‚indirekte Aussagewirklichkeit‘ und schließt deshalb phantasievolle Erfindung und Mehrdeutigkeit aus (Steiner, 2009, S. 29).

Der Leser einer wissenschaftlichen Abhandlung geht davon aus, dass was darin gesagt wird, den Erkenntnissen des Autors entspricht. Alles anders wäre verwunderlich und verwirrend. Im Gegensatz zu literarischen Texten stellt zudem Autorkonstanz einen fundamentalen Aspekt wissenschaftlicher Texte dar, vor allem wenn man sie als Aussagekonstanz versteht: In anderen Worten darf der Autor nicht an einer Textstelle eine Aussage treffen und an einer weiteren Textstelle einfach das Gegenteil behaupten. Implizit legt er eine Erklärung ab, dass, wenn sie ausgesprochen wäre, in etwa folgendermaßen klingen würde: "Ich bin der Urheber des vorliegenden Texts; er vertritt meinen Standpunkt und ich garantiere für die Wirklichkeit und die Kohärenz der in ihm enthaltenen Aussagen".

Analog dazu, was Erwin Goffman in Vorlesungen und Vorträge behauptet (Goffman, 1981, S. 167), schreibt Steiner von einer dreifachen Verpflichtung bei wissenschaftlichen Texten, auf der die Autorkonstanz beruht: "Als Autor soll die im Sinne der Aussagekonstanz gedachte Einheit von Textproduktions-, Urheber- und Verantwortungsinanz verstanden werden" (Steiner, 2009, S. 33).

Dieses Identitätsverhältnis zwischen aussagendem Subjekt und Aussagegehalt, das bei wissenschaftlichen Texten herrscht, soll jedoch nicht zu einem naiven ‚Realismus‘ führen: Auch in diesem Fall steckt kein konkretes Individuum hinter dem Text, sondern eine textimmanente Instanz. Ein Beweis dafür, dass Wissenschaftler*innen nicht als Einzelpersonen auftreten, ist die Tatsache, dass Autorenkollektive bei Aufsätzen oder bei herausgegebenen Werken auftauchen können, ohne dass man behaupten könnte, dass die Autorkonstanz in Frage gestellt worden wäre.

Es sind sehr spezifische Kriterien, die das Autorschaftskonzept der wissenschaftlichen Texte definieren. In Anlehnung an Steiner halte ich die Beschreibung des Handlungsfelds dieser auktorialen Instanz als ein zuverlässiges Kriterium, um die Konturen eines solchen Konzeptes zu entwerfen. Wie vorhin geschildert ist diese personenartige Instanz als Verfasser- oder Forscher-Ich der Träger bestimmter Handlungen: "Er ist der Träger von zentralen sprachlichen und kognitiven Operationen wie Fragen, Erklären, Analysieren, Beschreiben, Argumentieren etc." (Steiner, 2009, S. 39).

Es sind diese Handlungen, die das operative Feld dieser Instanz bestimmen. Diese Instanz darf nur bestimmte Handlungen durchführen: Sie darf zum Beispiel scharf eine Theorie eines ‚Gegners‘ kritisieren und widerlegen; ihre Kritik soll aber wissenschaftlich begründet und nicht auf der Basis subjektiver Empfindungen formuliert werden.

Die Wissenschaftlichkeit einer Arbeit beruht schließlich auf ihrer überindividuellen Dimension. Das Ziel einer wissenschaftlichen Veröffentlichung ist nämlich, über in der Untersuchung erzielte Ergebnisse zu berichten, die von der Individualität des Forschers insofern unabhängig sind, als sie verifizierbar, replizierbar und ggf. falsifizierbar sind (Gardt, 1995, S. 156). Angesichts solcher Aspekte von Wissen erscheinen die Studien, die das Fehlen an Raum für individuelle Freiheit für den/die

Wissenschaftler*in bemängeln (Bungarten, 1989, S. 35), das Eigentliche an wissenschaftlicher Kommunikation aus den Augen zu verlieren. Es wird so “unterstellt, dass es bei den Verfassern eigentlich ein *Bedürfnis* gäbe, über sich selbst zu reden, das aus formalen und unerklärlichen Gründen unterdrückt wird” (Graefen, 1997, S. 201).

Diese Kritik scheint außerdem nicht zu berücksichtigen, dass wissenschaftliche Kommunikation in einem textimmanenten Raum stattfindet, in dem keine Individuen, sondern eben Handlungsträger*innen miteinander in Dialog treten.

Die Erörterung wissenschaftlicher Kommunikation aus epistemologischer Perspektive lässt jedoch sprachpragmatische Aspekte außer Acht, die sie im Rahmen eines bestimmten Kulturkreises charakterisieren. Der vorhin erwähnte Anspruch auf Überindividualität prägt auch den Stil vieler wissenschaftlicher Texte und begründet einen Anspruch auf ‚Unsichtbarkeit‘ des Autors, die zum Beispiel in der deutschen Wissenschaftssprache durch unpersönliche und passive Konstruktionen oder Nominalisierungen sprachlich zum Ausdruck kommt. Man denke auch an feste Redewendungen, die so gut wie nur in der Wissenschaftssprache vorkommen, wie: “Es wird der Frage nachgegangen, ob...” und “Im Folgenden liegt der Schwerpunkt der Darstellung auf ...” Sie gelten im Rahmen der deutschen Wissenschaftskommunikation als “*Signale* von wissenschaftlichem Handeln und fachlicher Autorität” (Steinhoff, 2007, S. 5).

Als kulturell und historisch bedingte Signale gehören sie zu jener Fachsprache, die Konrad Ehlich als “alltägliche Wissenschaftssprache” (AWS) bezeichnet hat (Ehlich, 1993, S. 13–42). Die Formen und Formulierungen der AWS sind eingespielte Mittel, die die Verständigung zwischen Handlungsträgern (Autorinstanz, Fachpublikum) im Kommunikationsraum der Wissenschaft erleichtern (Ehlich, 2016, S. 544). Als stilistische Hilfsmittel unterliegen sie der historischen Kontingenz ihres Entstehungskontextes, denn “das So-Sein der Sprachformen ist keineswegs notwendig so” (Steinhoff, 2007, S. 6). Die alltägliche Wissenschaftssprache als transdisziplinäre Sprache einer Kultur ist im Übrigen mehr als reine Oberfläche, denn an ihr wird die Entwicklung einer Wissenschaftskultur ersichtlich (Ehlich, 2018, S. 22–24): Ihre Erforschung, die auch den Vergleich mit anderen nationalen Wissenschaftssprachen – beispielsweise durch die Analyse der Übersetzungen – mit einschließt, spielt für die Wissenschaftsgeschichte eine erhebliche Rolle (Ehlich, 2000, S. 52–54).

Das Bewusstsein, dass die Formen der AWS nicht dogmatisch, sondern historisch zu verstehen sind, soll zum Teil dienen, die am Anfang gestellte Frage zu beantworten, ob ein persönlicher oder unpersönlicher Stil im wissenschaftlichen Schreiben heute vorzuziehen ist. Die Berücksichtigung konventioneller Formen erleichtert zwar eine einwandfreie wissenschaftliche Kommunikation, ist aber nicht zwingend erforderlich. Relevanter ist die Anwendung von Handlungen in einer Arbeit, die im Rahmen eines wissenschaftlichen Feldes zulässig sind. Es erfolgt daraus, dass die Kenntnis dieser

Prozeduren den Wissenschaftler*innen ermöglicht, einen Aufsatz stilsicher zu gestalten, zum Beispiel dadurch, dass subjektive und nicht verifizierbare Behauptungen gemieden werden.

Eine Stimme, die für einen freieren Umgang mit den Formen der AWS plädiert, ist die des Romanisten Hans-Martin Gauger, der in seinen Überlegungen über den Stil der Wissenschaftssprache, zwischen einem inhaltlichen WAS und einem formalen WIE unterscheidet. Sind das WAS und das WIE im literarischen Schreiben bis zur Untrennbarkeit verschränkt, stelle das WIE in wissenschaftlichen Texten etwas dar, das “hinzukommt” (Gauger, 1995, S. 225). Unter “WIE” versteht Gauger sowohl das metatextuell Organisatorische als auch die stilistische Gestaltung der wissenschaftlichen Prosa. Das WIE sei dem WAS untergeordnet, denn: “Ist die Sachlichkeit der wissenschaftlichen Haltung garantiert, darf der Stil der Darlegung ruhig etwas unsachlich sein” (Gauger, 1995, S. 253). Dieses Plädoyer für stilistische Freiheit klingt wie eine Aufforderung zur Befreiung aus den Ketten des “Ich-Verbots”. In der Tat steht vor allem die Sachlichkeit bei Gauger im Vordergrund, die mit der vorhin erwähnten überindividuellen Dimension wissenschaftlicher Kommunikation einhergeht. Als von der Hinfälligkeit der Frage, ob man “ich” bei wissenschaftlichen Texten sagen darf, am Anfang meines Aufsatzes die Rede war, meinte ich damit, dass es im Grunde dem Autor überlassen ist, mit welcher ‚Erzählstimme‘ er seinen Text versehen möchte. Die wissenschaftliche Qualität seiner Arbeit wird nicht anhand seines Stils, sondern der Wissenschaftlichkeit der Prozeduren, die er angewendet hat, bewertet. Ähnlich sollte bei der Bewertung von studentischen wissenschaftlichen Texten eher die Strukturierungs- und Argumentationsfähigkeit als die Berücksichtigung stilistischer Konventionen im Vordergrund stehen. Ein Student, der diese Fähigkeiten hat, wird sehr wahrscheinlich beispielsweise in einer Magisterarbeit nicht auf Aussagen zurückgreifen, wie “dieses Werk ist sehr bedeutend” oder “ich finde diese Inszenierung sehr gelungen”.

LITERATUR

- Barthes, R. (2000), *Der Tod des Autors*. In F. Jannidis, G. Lauer, M. Martinez, S. Winko (Hg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Aus dem Französischen von M. Martinez (S. 185–193). Reclam, Stuttgart.
- Berdychowska, Z. (2018), Personenreferenzen in linguistischen Abschlussarbeiten polnischer Germanistikstudierender im Vergleich mit dem deutschen linguistischen Usus. In L. Cirko, K. Pittner (Hg.), *Wissenschaftliches Schreiben interkulturell: Kontrastive Perspektiven* (S. 41–53). Peter Lang.
- Bungarten, T. (1989), “*Sprachliche Entfremdung*” in der Wissenschaft. In Ders. (Hg.), *Wissenschaftssprache und Gesellschaft. Aspekte der wissenschaftlichen Kommunikation und des Wissenstransfers in der heutigen Zeit*. (S. 22–43). Attikon, Tostedt.

- Ehlich K. (1993). Deutsch als fremde Wissenschaftssprache. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, 19, 13–42.
- Ehlich, K. (1995). Die Lehre der deutschen Wissenschaftssprache: sprachliche Strukturen, didaktische Desiderate. In H. L. Ketzenbacher, H. Weinrich (Hg.), *Linguistik der Wissenschaftssprache* (S. 325–352). De Gruyter.
- Ehlich, K. (2000). Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhunderts. *GFL-journal*, 1, 47–63. www.gfl-journal.de/1-2000/ehlich.pdf.
- Ehlich, K. (2016). Prozedur. In H. Glück, M. Rödel (Hg.), *Metzler Lexikon Sprache* (5. überarbeitete Ausgabe) (S. 544). Metzler.
- Ehlich, K. (2018), Nationalsprachen als Wissenschaftssprachen – Zur Entwicklung wissenschaftssprachlicher Schreibkulturen. In L. Cirko, K. Pittner (Hg.), *Wissenschaftliches Schreiben interkulturell: Kontrastive Perspektiven* (S. 21–40). Peter Lang.
- Foucault, M. (2000). Was ist ein Autor? In F. Jannidis, G. Lauer, M. Martinez, S. Winko (Hg.), *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Aus dem Französischen von K. von Hofer (S. 198-229). Reclam.
- Gardt, A. (1995), Die zwei Funktionen von Sprache: kommunikativ und sprecherzentriert. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 23, 153–171.
- Gauger, H.-M. (Hg.). (1995). *Über Sprache und Stil*. Beck.
- Goffman, E. (1981). *The Lecture*. In Ders., *Forms of Talk* (S. 162–196). University of Pennsylvania Press.
- Graefen, G. (1997). *Der wissenschaftliche Artikel: Textart und Textorganisation*. Peter Lang.
- Heller, D. (2018). Textuell basierte Wissensvermittlung und (vor-)wissenschaftliches Schreiben an italienischen Hochschulen. In L. Cirko, K. Pittner (Hg.). *Wissenschaftliches Schreiben interkulturell: Kontrastive Perspektiven* (S. 121–137). Peter Lang.
- Kaiser, D. (2003). “Nachprüfbarkeit” versus “Originalität” – Fremdes und Eigenes in wissenschaftlichen Texten aus Venezuela und Deutschland. In A. Steets, K. Ehlich (Hg.). *Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen* (S. 305–324). De Gruyter.
- Oszlewska, D. (2018). Wann sagt ein Wissenschaftler ich? Wann meidet ein Wissenschaftler ich? Über stilistische Tendenzen in Texten jünger Wissenschaftler. In L. Cirko, K. Pittner (Hg.), *Wissenschaftliches Schreiben interkulturell: Kontrastive Perspektiven* (S. 195-223). Peter Lang.
- Steiner, F. (2009), *Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten*. Niemeyer, Tübingen.
- Steinhoff, T. (2007). Zum ich-Gebrauch in Wissenschaftstexten. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 35(1-2), 1–26.
- Weinrich, H. (1989). Formen der Wissenschaftssprache. In *Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin* (S. 119–158). De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783112417843-012>